Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 10

Artikel: Du mein Wallis : drei kleine Erzählungen
Autor: Fux, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066128

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Du mein Wallis —

Drei kleine Erzählungen von Adolf Fux

Illustration von H. Tomamichel

Grenzverletzungen

Drüben in Zwischbergen, jenem Tale, welches durch Gold verheissende Kupferkiese und silberhaltigen Bleiglanz während Jahrhunderten Geschäftsmacher und Abenteurer anlockte und beim Pochen nach geringen Schätzen verarmen liess, wo in geistereinsamen Hütten katzenzähe Bauern mit praktischen Gewissen wohnen, und dennoch ein Knauserleben führen müssen, wo man tags von herumlungernden Bognanchis mehr angelogen wird als vor Wahlen, und wo diese Bognanchi nachts mit grossen Lasten von Tabak, Zucker, Kaffee und Salz über die Grenze südwärts wandern und sich dabei die Haare bleichen lassen, ergaben sich einmal im Sommer so heikle Grenzverletzungen, die St. Borokratius, der allmächtige Heilige, nicht zu lösen vermocht hätte.

Da war in Possetta eine Fuhrgeiss, die darum wusste, dass jenseits des Monscerapasses eine Alp liegt, darauf die Kräuter weit saftiger gedeihen als die Faxen in den Karrenfeldern auf der Schweizerseite des Tirone und Camozellhorns. Auch mochte die Fuhrgeiss etwas von den schmuggelnden Bognanchi gehört haben, während sie um die Milchschwemme in der Schweiz nichts wusste.

Wenn morgens die Stalltür geöffnet wurde, so blinzelte die Fuhrgeiss mit ihren sonst so sentimentalen Augen schelmisch nach der Wasserscheide hinauf, trottelte dann mit der ganzen Geissenschar nach der Höhe, übersprang boshaft meckernd Grenze und Gesetz, weidete und prasste den ganzen Tag im faschistischen Italien und kehrte abends mit prallvollem Euter in den demokratisch angehauchten Schweizerkanton zurück. Und so die ganze Herde mit ihr.

Dieser Milchschmuggel dauerte eine nette Weile. Die Geissenkäslein in Possetta wurden zahlreicher. Die Bäuerin vergrub eine Banknote in der Matratze, denn in Brig ist ihr Geissenkäse begehrt.

Einmal jedoch wurden die Geissen auf der Monsceraalp von italienischen Hirtenjungen überrascht und mit Steinen nach der Schweiz zurückgetrieben. Damit aber erreichten sie bloss, dass die Geissen am andern Morgen um so früher oben waren und sich beim Weiden besser sputeten. Nun entspann sich eine lange Fehde zwischen den Italienerjungen und den Schweizergeissen. Schliesslich verklagte der eigensüchtige Martino sie beim Nonno, der ein viel geprüfter und darum erfahrener Greis war. Dieser belehrte den heissäugigen Martino, er solle alle Jungen, die er auf der Alp Monscera auftreiben könne, zusammenrufen, um mit ihnen zu den Schweizergeissen zu gehen, sie erst zutraulich zu machen und dann ihre Milch zu säugen. Martino befolgte den Rat. Ein ganzes Rudel italienischer Jungen machte sich nun an die Geissen heran und kriegte sie bald so kirre – die dummen, hingebungsvollen Schweizergeissen – dass die Jungen sich je unter eine Geiss legen und an ihren Zitzen prustend volltrinken konnten.

Da kamen die Geissen mit leeren Eutern in die Schweiz zurück. Die Bäuerin glaubte schon, böse Geister oder Schlangen trieben Unfug mit den Geissen. Sie sandte deshalb am folgenden Morgen ihre Tochter Balbina hinter den Geissen her. Balbina war ein noch unreifes, leichtgläubiges, noch nie verliebt gewesenes, aber schon sehnsüchtiges Mädchen, das durch Vereinsamung und Enthaltsamkeit naschhaft und lüstern geworden ist. Und wie Balbina so die Geissen verfolgte und nach Geistern und Schlangen Ausschau hielt, kam sie auf die Monsceraalp, wo sie dem heissäugigen Martino begegnete und sich rasch mit ihm anfreundete. Nun duldete er es nicht mehr, dass die andern Jungen ebenfalls auf die Alp kamen. Sie sollten die bukolischen Idylle nicht stören. Die Geissen durften ihre Milch wieder ruhig über die Grenze tragen. Die Käslein in Possetta wurden wieder zahlreicher. Die Bäuerin konnte wieder eine Banknote in der Matratze vergraben.

So lang befanden sich die Geissen unter Balbinas und Martinos Schutz, bis die Mutter auf einmal wusste, wie weit die beiden im Text schon waren.

Von da an hörten die Grenzverletzungen auf. Es war aber auch aus mit Balbinas Fröhlichkeit. Und die Fuhrgeiss ging an Sentimentalität fast drauf, wenn sie nach den Höhen blinzelte. Wenn sie dann das Mädchen so recht wehleidig ummeckerte, war das wohl wie ein Vorwurf des saftigen Krautes wegen auf der Monsceraalp. Aber was wusste die dumme Geiss davon, was Balbina entbehren muss, seit sie weiss, dass der Mensch nicht von Brot allein lebt und sie doch nicht mehr auf die Monsceraalp gehen kann!

Nutzpfandüberdrüssigkeit

Immer zahlreicher wachsen die Bauern heran, welche schon in der Wiege die unliebsame Bestimmung über sich ergehen lassen müssen, dass sie nie zu einem ganzen « Roggenbrot » kommen werden. In den meisten Fällen bewahrheitet sich das nachträglich, weil diese Bauern auf teils ererbten, mit Hypotheken belasteten und teils zu Überpreisen angekauften Armeleutejucharten Zeit und Kraft und Geld vergeuden, an ihren Tischen oft mehr Kinder sitzen haben, als volle Schüsseln aufgetragen werden können, nicht nur jeder Witterungsunbill und Preissenkung ausgesetzt sind, sondern auch noch durch den Raubbau der Banken geschwächt werden und zuviel zu den Advokaten laufen. So kommt es denn, dass sie trotz ihrer patriarchalischen Umsicht das gigantische Problem der landwirtschaftlichen Verarmung vergrössern und unlösbar schwierig gestalten helfen.

Drei solcher Bauern besassen gemeinsam ein Maultier, welches jeder während zwei Tagen in der Woche benutzen durfte. Nun ging es aber dem einen der drei noch schlechter als den andern beiden. Er konnte ein mageres Darlehen bei einer angesehenen Bank in Sitten nicht decken. Deshalb schickte sie ihm den Betreibungsbeamten, einer dieser staatlich konzessionierten Schuldeneintreiber, welche etwa auch für ein Listlein zu haben und an unbegreiflichen Experimenten beteiligt sind, auf den Hals. Dieser pfändete nun den dem Schuldner gehörenden Drittel des Maultiers.

Doch diesmal hatte sich nicht der Bauer, sondern die Bank verrechnet; denn die beiden andern Bauern wollten den Maultierdrittel nicht kaufen, da ein jeder nur für zwei Tage in der Woche Arbeit und Futter für das Maultier hatte.

Am Sonntag nach dem Hochamt, wie die Bauern auf dem Kirchplatz noch von Tabakpreisen und Grossräten redeten, wurde die Verwertung des Maultierdrittels öffentlich verkündet und dem Meistbietenden angeboten. Aber diesmal waren die Bauern so einig wie ein ganzes Senntum, und keiner machte ein Angebot.

Also entschloss die Bank sich dazu, den Drittel des Maultiers selbst auszunutzen und jeweils am Montag und Dienstag eigenwillig darüber zu verfügen. So sah man denn jeden Montag einen Bevollmächtigten der Bank ins Dörfchen hinaufsteigen und das Maultier nach dem kapitalkräftigen, turmbewehrten und mittelalterlich stolzen Sitten führen, wo erst ein Protokoll über seinen Gesundheitszustand aufgenommen wurde, um dann das gutmütige Tier, welches für einen seiner drei Eigentümer den letzten Heller abverdienen sollte, in einem Stall unterzubringen und bis zum Mittwochmorgen zu füttern und zu betten, worauf der Bankbevollmächtigte es wieder am Zügel nahm und ins Dörfchen hinaufführte, damit die Mitinhaber ihres Anteilrechtes nicht verlustig gehen. Das Maultier war geduldig und guter Dinge und sagte zu allem « J – a, J – a! » .

Diese Pfandnutzung dauerte so lange, bis ein Banklehrling in einer guten Stunde ausrechnete, dass der vierbeinige Pensionär mehr verzehrt, als die Schuld des Bauern beträgt.

Das sprach sich im Kanton herum. Zuerst vernahm es das Tippfräulein, und von ihm gelangte es zum Prokuristen und schliesslich zum Herrn Direktor. Der Fall wurde dem Verwaltungsrat unterbreitet, welcher in Anbetracht der Tatsachen einstimmig beschloss, die betreffende Schuld auf das Verlustkonto zu buchen und den Maultierdrittel wieder abzutreten.

Dies geschah denn auch unverzüglich und wurde dem Schuldner mit einem Schreiben folgenden Inhalts mitgeteilt:

« Wir erhielten von Ihnen als Pfand

den Drittel eines Maultiers. Wir haben nun die Ehre, Ihnen mitzuteilen, dass unser Verwaltungsrat, in Erwägung ausserordentlicher Gründe, beschlossen hat, Ihnen diesen Anteil zurückzuerstatten.»

Den Bauern hat diese Einsicht gefreut, und das Maultier sagte nachdenklich «J–a, J–a!» Dann verzog es aber doch das breite Maul, als hätte es in Sitten das Lachen erlernt.

Die unbegreifliche Lotte Strohl

In jener gütigen Zeit, da auch der Blick des Politikers von der Auslandsrundschau über die Sessionsberichte und Lokalspalten unter den Strich rutscht, wenn in den Schrebergärten die Baum- und Rhabarberknospen schon mit saftiger Freude aufbrechen und auch die Kohlsprösslinge das Weltlicht erblinzeln wollen, wenn die Schulbuben Wanderlieder pfeifen, auch der Wasserstrahl der Stadtbrunnen höher hinaus will und sogar vor gedrückten Mansardenzimmern tagelang leichtsinnige Mädchenkleider sich nach allen Lüften drehen und wirblig werden wie Freudenfähnchen, bekommt es auch Lotte Strohl, Buchhalterin in Fa. Bruggmann & Co., Sanitäre Anlagen, mit dem Herzklopfen zu tun. Und sie schreibt auf dem kanzelkleinen Balkon ihres Zimmers, so zwischen Enge und Ferne, in ein sonnhaldiges Bergdorf, dass sie ihre Sommerferien wieder daselbst verbringen werde. Als ob das nicht eine Selbstverständlichkeit wäre, dass Lotte Strohl jenem Bergdorf die langjährige Treue hält!

Ist dann die letzte Arbeitsstunde im Kontor endgültig ersehnt und hat sie sich abschiednehmend vor den Zahlenbeigen und dem Chef verneigt, dann erträgt sie die Stadt keine Stunde länger. Ueberall und besonders unter den Lauben sind ihr die Menschen im Wege. Auf den Plätzen brodelt jetzt das Leben für sie unerträglich dunstig. Gar das ihr sonst so liebe Münster wird aufdringlich in seiner gotischen Ueberladenheit.

Erst im Schnellzug, der sie den Bergen zuträgt, wird sie ruhig, kennt sich selbst trotz ihrer vierzig Sommer nicht mehr und fühlt sich beglückt wie eine Schwalbe in Gottes Hand.

Wenn sich im Bergdorf etwas geändert hätte, wäre sie unangenehm überrascht. Aber da ist die lang anhaltende Morgenkühle, sind die heidnisch froh machenden Sonnenweiten, sind die abgeklärten Abende mit den filigranfeinen Baum- und Bergsilhouetten, die Bergnächte, in denen die Sterne so nah an den Menschen vorbeifallen und doch keinem Wunsche rufen, und da sind auch die wenigen Regentage, an denen man ein bisschen friert, so angenehm friert und sich tief und liebevoll verwurzelt fühlt mit der keusch duftenden Erde.

Da ist auch der Pfarrer, der nicht älter und nicht unfreundlicher geworden. Dem pausbackigen Posaunenengel in der Kirche ist die komische Puste immer noch nicht ausgegangen. Die Sonntage sind immer die gleichen stillen Feste bescheidener Menschen, die für Stunden den ehernen Gesetzen der Scholle entronnen sind. Und erst in der kleinen Mietstube ist kein Nagel verändert worden. Die Wände haben den immer gleichen festlich warmen Ton und einen Duft von Holz und Erde. Im Küchenschrank ist dasselbe Geschirr und dieselben Tassen, geblümte Tassen, die Leben haben und so anders sind als Hoteltassen. Unter den Fenstern wird tagsüber Vieh vorbeigetrieben und gehen die Bauern nachts mit ebenso laut schnurrenden Schritten zum Bewässern der Wiesen wie vor mehr als einem Jahrzehnt schon. Dann liegt Lotte Strohl gern

wach, horcht in die allweite Nacht hinaus, und ihre Gedanken werden eigenwillig.

Und am zweiten Tag ist die Nachbarin Franziska da, die ihr – wie jedes Jahr – ihr Neugebornes zeigt. Lotte Strohl fragt da mit dem immer gleichen Interesse: «Bub oder Mädchen?» Dieses Jahr ist es ein wackerer Bub, der siebente. Nächstes Jahr wird es vielleicht ein Mädchen sein, das fünfte. Lotte muss natürlich das Kind in die Arme nehmen und auswundern, während Franziska etwas besorgen muss und sich rasch entfernt. So hat es seit den elf Jahren ihres Ferienaufenthaltes in diesem Dorfe für Lotte Strohl immer begonnen. Sie wiegt das jüngste Kind der Franziska, vergeudet zärtliche Worte und hat einen unbeschreiblich lächelnden Zug um die Lippen, wenn der Säugling sich mit schmatzendem Rosenmündchen an ihre Brust drängt. Da sprächelt dann Lotte Strohl: «Du kleiner, kraushaariger Wuschelkopf! Du Seelchen, das noch keinem Menschen weh getan hat! Wie es mich mit zwei rührend unwissenden Märchenaugen anwundert!» Ach, das ist rein wie aufbrechende Blumenknospen, weiss nichts von Ränken und nichts von Trug, könnte jeden Tag schnurstracks in den Himmel fliegen. Das ist so süss wie eine späte Sonnenfrucht.

Währenddem schlurft und trippelt es von allen Seiten daher und steht bald wie eine Reihe Orgelpfeifen um Lotte. Sie nennt alle mit Namen und sinnt, dass sie alle diese Kinder gewiegt, gewaschen, gekämmt und sogar gebadet hat, dass sie sich mit ihnen freute, ihnen aber auch manche Träne aus den Augen wischte, ja, dass sie sich mit allen ihren Lebensnöten und Ansprüchen abgegeben hat und allen immer irgendwie gerecht geworden ist, was allerdings eine Unsumme von Geduld und auch Selbstverleugnung forderte.

So beginnen auch die diesjährigen Ferien. Während vier vollen Wochen betreut nun Lotte Strohl die elf Kinder der Franziska, während diese, deren Mann im Sommer immer auswärts als Maurer arbeiten muss, das Vieh pflegt, Heu einbringt, Wiesen bewässert, Kartoffeln jätet und häufelt, Korn schneidet und in Garben bindet und wohl auch einmal überlang am Brunnen steht.

Nach vier Wochen verlässt Lotte Strohl abgehetzt den Ferienort und nimmt sich ernstlich vor, im kommenden Sommer die Ferien anderswo zu verbringen. Auf die Dauer kann sie das ja nicht aushalten. Aber ein Lächeln ist doch allzeit um ihre Lippen, wenn sie an Franziskas Kinder denkt. Sogar die Zahlenbeigen der Firma Bruggmann & Co., Sanitäre Anlagen, haben dann mehr Sinn und Zweck für sie.

Und kommt wieder jene gütige Zeit, wo sogar kleine Mädchen hinter winzigen Stimmen grosse Verheissungen verbergen, wird Lotte Strohl mit glühendem Eifer in das sonnhaldige Bergdorf schreiben und sich für die Sommerferien anmelden. Und kaum wird sie den Tag erwarten können, bis der Eilzug sie wieder in die Berge trägt, sie sich wieder beglückt wie eine Schwalbe in Gottes Hand fühlt und zuversichtlich hofft, dass das zwölfte Kind der Franziska ein Mädchen sei.

Der Verfasser lebt als Förster und Bauer in Visp. Die drei Beiträge sind einem Buch entnommen, das im nächsten Herbst unter dem Titel «Land unter Gletschern» im Schweizer Spiegel Verlag erscheinen wird